Zeitschrift: Berner Taschenbuch
Herausgeber: Freunde vaterländischer Geschichte
Band: 35 (1886)

Artikel: Dr. Emanuel Eduard Fueter, Professor der Medicin in Bern
Autor: Rytz, A. / Bourgeois, E.
Kapitel: Dr. Emanuel Eduard Fueter, Professor der Medicin in Bern
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-125243

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Dr. Emanuel Eduard Fueter,

Professor der Medicin in Bern.

Von A. Ryz, Pfarrer.

Es war am 2. Mai 1855, da streckte eben ein armes altes Mütterchen die zitternde Hand nach dem Glockenzug eines Hauses an der Marktgasse in Bern, als eine Anzahl schwarzgekleidete Herren dasselbe betraten. Einer von ihnen, ein freundlicher Herr in Silberhaar, redete die Frau an und fragte nach ihrem Begehr. — „Ich möchte zu meinem lieben Herrn Professor; er hat mir noch immer helfen können, und ist dazu ein so guter und lieber Herr", lautete die Antwort. „O liebe Frau", mußte man ihr sagen, „der Herr Professor kann Euch nun leider nicht mehr rathen, denn soeben haben wir ihn zu seiner letzten Ruhestätte geleitet." Die plötzlich hervorbrechenden Thränen, die aus dem Innersten kommende lautwerdende Betrübniß der armen Frau, die schluchzend auf der Bank vor dem Haus niedersank, die sich nun so ganz verlassen glaubte, da der dahin war, dem ihr unbedingtes Zutrauen gehörte, zeigte so recht, was der den 30. April

1855 so plötzlich an einem Herzschlag verstorbene Professor Dr. Ed. Fueter gewesen: ein Berather und Freund der Armen und Kranken, ein rechter Helfer in der Noth, ein Mann warmen Herzens und werkthätiger Liebe, hochgeachtet von Jedermann. Es bedarf daher kaum einer Rechtfertigung oder Entschuldigung, wenn wir es versuchen, den Lesern des Berner Taschenbuchs das Lebensbild dieses Mannes vor Augen zu führen, so gut es nach dem leider etwas spärlichen Quellenmaterial und nach der durch den Verlauf der Jahre etwas erbleichenden Erinnerung möglich ist.

Emanuel Eduard Fueter, geboren in Bern den 2. Mai 1801 als einziger Sohn des Handelsmanns Daniel Abraham Fueter und der Maria Magdalena geb. Küpfer von Bern, entstammte einem bürgerlichen Geschlechte, dessen Stammvater zur Reformationszeit wahrscheinlich von Zug nach Bern gezogen war, und welches dem Beispiele dieses seines Stammvaters folgend, bis in die erste Hälfte des XVIII. Jahrhunderts seine Söhne fast ohne Ausnahme in den Dienst der evangelisch-reformirten Landeskirche stellte *). Vom Anfang des vorigen Jahrhunderts an aber war aus der Pfarrerfamilie eine kaufmännische geworden. Ein Gabriel Fueter, der Urgroßvater unseres Eduard, war mit zwei Verwandten, dem Goldschmied Daniel Fueter und dem frühern Drechsler und damals Stadtlieutenant Emanuel Fueter als Mitverschworne in die sogenannte Henziverschwörung von 1749

*) Unter diesen scheint sich besonders David Fueter ausgezeichnet zu haben. Derselbe war von 1686—96 Pfarrer in Zweisimmen, von 1696—1724 in Burgdorf, von 1724—44 in Lützelflüh, wo er starb; seit 1729 bekleidete er auch die Stelle eines Dekans des Kapitels Burgdorf. Seine bis 1879 in der Kirche

verwickelt. Der Stadtlieutenant Emanuel Fueter *) ward verhaftet und bekanntlich den 17. Juli 1749 zugleich mit dem Haupte der Verschwörung, Samuel Henzi, und dem Kaufmann Niklaus Wernier enthauptet. Gabriel und Daniel Fueter hatten sich durch Flucht der Verhaftung zu entziehen gewußt, wurden aber „in effigie förmlich ausgeführt und den 16. September executirt" (vide Gruner, Genealogie). Einer Familientradition zufolge sollen sie im „Spiegel" am Gurten ein erstes Versteck gefunden und von dort aus einer Dachlucke mit einem Teleskop der Execution zugeschaut haben. Daniel begab sich nach England und 1754 mit der ganzen Familie nach Pennsylvanien, wo er der Brüdergemeinde sich anschloß; 1779 kehrte er nach Bern zurück; sein (1752 in London geborner) Sohn war der bekannte und um seine Vaterstadt hochverdiente Münzmeister Christian Fueter. Gabriel

---

zu Lützelflüh angebrachte Grabschrift erlauben wir uns ihrer Originalität willen hier beizusetzen. Sie lautete:

„Herr Fueter liegt allhier begraben,
Der hochgeehrte Herr Dekan,
Ein treuer Hirt zu Kanaan,
Der uns gesundes Fueter gabe.
Er brannte gleich den Seraphinen,
Er hatte einen goldnen Mund,
Und ließ bei dem vertrauten Pfund
Die Lehr- und Lebenskerze scheinen.
Beweinst du, Leser, Josephs Schaden,
Daß der gelehrte Lehrer stirbt,
Erfreue dich, daß jetzt erwirbt
Der fromme David Davids Gnaden.

Herr David Fueter, Dekan, starb den 14. August 1744, 85 1/2 Jahre alt.

*) Eman. Fueter, geboren 1703, war ein mit viel Kunstsinn begabter Drechsler, hatte sich bis 1742 in Genf und Paris aufgehalten und genoß nicht des besten sittlichen Rufes. Er war verheirathet mit Sarah Maurice von Genf, welche aber das verhängnißvolle Jahr 1749 nicht erlebt hat. Auch sein einziges Kind war im zarten Alter schon 1746 gestorben.

Fueter hatte sich nach Livorno und dann nach Altona gewandt, wohin ihm seine Gattin mit den Kindern nachfolgte, und „allwo er sich als Handelsmann gesetzet". 1758 oder 59 scheint er von der Regierung begnadigt worden zu sein, und kehrte daher nach Bern zurück, um seine Spezereihandlung hier fortzusetzen, die sich dann bis auf seine Großsöhne vererbte.

Diese, die Brüder Daniel und Emanuel Fueter, unseres Eduards Vater und Oheim, wußten auch die ererbte Handlung in ziemlichen Aufschwung zu bringen, nicht nur dadurch, daß sie, ängstlich gewissenhaft wie sie beide waren, sich bestrebten, nur gute Waaren zu halten, sondern auch indem sie eine Oelraffinerie, die erste in Bern, anlegten, und daher lange Zeit das Oel zur Straßenbeleuchtung lieferten. Eine Zeitlang trieben sie ihr Geschäft gleichzeitig in vier Läden der Stadt. Allein ihr ächt kaufmännisch betriebener Beruf absorbirte nicht vollständig ihr Denken. Beide Brüder hatten Interesse und offene Augen für noch manches Andre, so namentlich für naturwissenschaftliche Gegenstände. Ihre Eltern hatten sie beide die höhern Stadtschulen durchlaufen lassen, wo sie sich die Grundlage einer höhern Bildung, Kenntniß des klassischen Alterthums erworben hatten. War der Eine, Emanuel, mehr ernsterer Gemüthsart, so war der Andre, Daniel, dafür mehr gesellig heiterer Natur, was er im Verkehr mit der zahlreichen Verwandtschaft seiner Gattin gut zu verwerthen verstand.

In solchem Familienkreis, in welchem für alle wichtigern, sowohl wissenschaftlichen Fragen, als geschichtlichen und sozialen Erscheinungen und Vorfälle regstes Interesse herrschte, wuchs Eduard Fueter auf. Schon früh, noch nicht ganz 4 Jahre alt, im April 1805 ward er in die

„Lehr“ einer Fräulein Sutermeister, in eine Art Kleinkinderschule geschickt (das Schulgeld betrug monatlich 10 Batzen), um dann im Frühling des folgenden Jahres in die Schule eines Herrn Wehrli überzutreten, welche eine Vorstufe der sogenannten „grünen Schule“ bildete, und deren Schüler bereits die grüne Uniform tragen durften. Im Frühjahr 1807 war er mit den nothwendigen Vorkenntnissen bereits so weit ausgerüstet, daß er nach rühmlich bestandenem Eintrittsexamen in die eigentliche „grüne Schule“ aufgenommen werden konnte, wo nun Samuel Lutz, der nachherige Professor und Doktor der Theologie, sein von ihm stetsfort hochverehrter Lehrer ward. Als aufgeweckter, begabter und fleißiger Schüler, der stets die besten Zeugnisse nach Hause brachte, entwickelte er sich so, daß wir es leicht begreifen können, wenn dem Vater der Gedanke aufstieg, seinen Sohn studiren zu lassen, damit er wie seine Vorfahren dereinst sich dem Dienst der Kirche widmen könne. Allein die Verwirklichung seiner Wünsche und die Erfüllung seiner Hoffnungen selbst zu schauen, war Eduards Vater nicht vergönnt; denn nachdem schon längere Zeit seine Gesundheit wankend gewesen, ward er den Seinen den 17. April 1812 durch den Tod entrissen. Eduard empfand den erlittenen schweren Verlust des treuen Vaters auf's tiefste, schloß sich aber nun mit um so innigerer Liebe an die Mutter an, welcher ihr Schwager, Emanuel Fueter, bei'r Erziehung des Sohnes treulich zur Seite stand. Onkel und Neffe standen sich infolge dessen zeitlebens nahe, fast wie Vater und Sohn.

Bald nach dem Tode des Vaters machte aber auch die Gesundheit des Sohnes, die nie eine kräftige gewesen, der Mutter schwere Sorge. Auf den Rath des Arztes, wie des Schwagers entschloß sie sich, Eduard für einige Zeit

einer befreundeten Familie, die in Hauterive bei St. Blaise eine Knabenpension hielt, in Pflege zu geben. Die Trennung von der Mutter ward dem Knaben dadurch nicht wenig erleichtert, daß sein bester Freund, Gottlieb Studer (der spätere Professor der Theologie), und dann auch einer seiner Vettern, mit ihm gemeinsam in Hauterive einige Zeit zubrachten. Der Aufenthalt in dem milden und schönen Hauterive, der vom Herbst 1813 bis zum Frühjahr 1815 dauerte, hatte auch guten Erfolg, indem Eduard körperlich sich kräftigte. Nach Bern zurückgekehrt, genoß er bei Jeremias L'Orsa, Pfarrer an der Nydeckkirche, einen rationalistisch-sentimentalen Konfirmationsunterricht, ward auf Ostern 1817 admittirt und trat denselben Frühling in's höhere Gymnasium, wo er fortfuhr zu den bessern Schülern zu gehören. Am Reformationsfeste in Zürich, am Neujahr 1819, nahm er mit andern Berner-Studenten und Gymnasianern begeisterten Antheil und war daher mit seinen Freunden Gottlieb Studer, Karl und Albert Bitzius auch einer der Stifter des Zofinger-Vereins. Diese Tage idealster jugendlicher Begeisterung rechnete er später zu den schönsten seines Lebens.

Daß seine Eltern, die gegen Dr. Jenner's Entdeckung der Schutzpocken sehr eingenommen waren, ihn im Kindesalter nicht hatten impfen lassen, mußte er nun aber schwer büßen. Bei einer Pockenepidemie, die in Bern auftrat, ward auch er von der gefährlichen Krankheit befallen, die ihn an den Rand des Grabes brachte. Als die eigentliche Krankheit vorüber war, wollte die Genesung doch nicht rechte Fortschritte machen; nicht nur die Augen waren sehr angegriffen, sondern Athmungsbeschwerden ließen fürchten, daß ein Brustleiden sich ausbilden werde. So mußte Fueter sich bereits mit dem Gedanken vertraut machen,

das Studieren aufzugeben und einen andern Beruf zu ergreifen. Wirklich trat er auch bei einem Drechsler in die Lehre. Allein auch dieses Ziel mußte er seiner geschwächten Gesundheit wegen und mit Rücksicht auf seine Augen wieder aufgeben. Und so blieb vor der Hand nichts anders übrig, als, nachdem glücklicherweise schon im Frühjahr 1819 das Gymnasium absolvirt war, einige Zeit ganz der Wiederherstellung der Gesundheit zu leben. Dazu sollte ein Aufenthalt an den schönen Ufern des Genfersees, erst in Vivis und dann in Corseaux, dienen, wo er den Rest des Sommers bis tief in den Herbst 1819 zubrachte. In der That erholte er sich so weit, daß er an die Wiederaufnahme der Studien zu denken wagte. Mit dem bessern Gesundheitszustand schwand auch die trübe melancholische Gemüthsstimmung, der er zu verfallen drohte, und die ihn oft so weit beherrschte, daß ihm der Tod als einzige Erlösung aus seiner Lage vorkam. Seine Krankheitserfahrungen zeitigten aber während dieses Aufenthalts im Waadtland, wo er ohne Verkehr mit Freunden, meist nur auf sich selbst angewiesen war, den Entschluß, das Studium der Theologie, wie es schon sein Vater in Aussicht genommen hatte, mit demjenigen der Medizin zu vertauschen. Einerseits brachten ihn dazu religiöse Zweifel, die es ihm zu verbieten schienen, die Lehre der Kirche vor einer Gemeinde zu vertreten, ganz abgesehen davon, daß seine nicht starke Brust ihm längeres öffentliches Sprechen nicht erlaubte. Andererseits — und das war für ihn bestimmend — erfuhr er an sich selbst, welch' schöne Aufgabe dem Arzte beschieden sei, den Kranken wieder zur Gesundheit zu verhelfen oder doch ihnen ihre Leiden zu mildern, um so mehr, da er überzeugt war, daß die Zahl der wirklich tüchtigen Aerzte, die auch ein

Herz für ihre Kranken haben, keineswegs zu groß sei: und ein solcher Arzt, tüchtig in seinem Fach und Beruf wollte er werden. Er schrieb darüber erst nur schüchtern seiner von ihm so innig geliebten Mutter (den 15. Oktober 1819), und dann eingehender seinem Oheim. Zu seiner großen Freude erhoben beide keinen Einspruch, beide billigten im Gegentheil seinen Entschluß, und so besuchte er im Winter 1819/20, nach seiner Rückkunft nach Bern, bereits einige naturwissenschaftliche und medizinische Kurse. Zwar mußte er seine Augen noch sehr schonen, und daher mehr von Freunden sich vorlesen lassen, als selber lesen.

Allein die bernische Akademie, welche damals noch auf die Heranbildung von Lehrern in Kirche und höhern Schulen das Hauptgewicht legte, konnte dem strebsamen Jüngling nicht genug bieten; er, der in seiner Wissenschaft auf den Grund sehen wollte, der, wenn ihm Gott Gesundheit gab, in seinem Fache etwas Tüchtiges leisten wollte, er mußte für seinen Geist, für seinen Erkenntnißdrang mehr Nahrung haben. So ward denn beschlossen, daß er eine deutsche Universität beziehen und dort seinen Studien obliegen solle. Göttingen, wohin damals die meisten jungen Berner zu ihrer weitern Ausbildung ihre Schritte lenkten, schien auch für den jungen Mediziner der passendste Ort. In Begleit seines Freundes, des Juristen David Hermann, machte sich Fueter auf die Reise, vom Vormund mit Geld soweit versehen, daß er nur auskommen konnte, wenn er sparsam damit haushielt, und unter den Segenswünschen der besorgten Mutter.

Von Freunden bis Fraubrunnen geleitet, wanderten die beiden jungen Berner Ende März 1820 mit dem Habersack am Rücken hinaus in die Weite. In Basel

wurden die Zofingerfreunde besucht, die Hermann vom ersten Zofingerfeste her kannte, — Fueter hatte gesundheitshalber leider nicht theilnehmen können. Dann ging's theils zu Fuß, theils zu Wagen, wenn ein solcher gelegentlich unterwegs angetroffen wurde — ein „par rencontre“ nannte man das damals in Bern — über Straßburg, Karlsruhe, Heidelberg, Frankfurt, Kassel dem Reiseziele zu, wo sie nach 14tägiger, vom besten Wetter begünstigter Reise glücklich anlangten. Eine ganz neue Welt that sich für Fueter auf, nachdem schon auf der Reise keine Gelegenheit versäumt worden war, Sehenswerthes zu bewundern. Bald konnte er die Mutter beruhigen: er sei wohl aufgehoben, habe ein ordentliches Logis, esse nicht im Wirthshause, sondern nehme, wie viele, ja die meisten, gemeinsam mit Freund Hermann „Cantine“, was 133 Batzen per Monat koste; Collegien werde er sechs besuchen in diesem ersten Sommersemester: „Morgens um 7 Uhr werde ich Botanik anhören; ich habe in diesem Collegium einen der ersten Plätze, was mir wegen meinem kurzen Gesicht sehr angenehm ist; um 8 Uhr habe ich Physiologie bei Blumenbach, um 9 Uhr Chemie bei Strohmeyer, dann 2 Mal in der Woche um 11 Uhr Knochenlehre bei Hempel, Nachmittags um 4 Uhr habe ich Physik bei Mayer und um 5 Psychologie bei Schulze.“ Wie er seine Studien auffaßte und betrieb, zeigt ein anderer Brief an die Mutter (20. Juni):

„Hier ist es mir so wohl in geistiger Hinsicht, daß mich allein nur der mächtige Trieb plagt, Alles zu umfassen und alles zu durchdringen; aber die Grenzen sind jedem abgesteckt, ich muß auf Vieles Verzicht thun, das ich vor einem Vierteljahr noch umfassen zu müssen glaubte. Ich habe mir meine Lebensaufgabe nun deutlich gemacht

oder vielmehr auf einen kleinen Punkt zurückgeführt: ich will praktischer Arzt werden; dazu habe ich einen Beruf, dem will ich folgen. Ich fühle nur zu oft, was Leiden ist, ich kann daher auch die ganze Wirksamkeit eines Arztes erfassen, ich muß sie liebgewinnen und sie mir zur eigenen Aufgabe machen. Du wirst dich wundern, daß ich noch jetzt wieder komme und mir meinen Stand festsetze. Ich wollte zu viel. Denk' dir nur das unermeßliche Feld der Wissenschaften, das ich vor mir habe, alle Fächer, die im Grunde zu meinem Studium gehören; an den 5 Collegien dieses Sommers könnte ich füglich 2 Jahre studieren. Kenne ich die Natur, wenn ich nicht Mineralogie, Geognosie, Astronomie, Naturgeschichte, vergleichende Anatomie studiert habe? Was gehört nur zur Physik? Kann ich mich mit meinen erbärmlichen mathematischen Kenntnissen begnügen? Ich werde müssen. Hippokrates sagt bekanntlich: die Kunst ist lang, das Leben kurz; und jetzt ist die Kunst noch länger und die akademischen Jahre sind gar in 4 oder 5 Jahren vorüber; und kommt Einer ins Philisterium und hat seine tägliche Arbeit, so ist es mit dem Studieren auch größtentheils zu End'; doch das hoffe ich von mir gerade nicht, weil ich nicht hoffen kann, gleich Praxis zu bekommen; kurz, wenn einem nicht ein einziger Stern leuchtet, nach dem man sich richten kann, so geht man besonders in medizinischen Studien irre; hier gefällt einem eine Wissenschaft, hier wird man angestochen, dieß und jenes weiter zu verfolgen; wenn es Unterbrechung giebt, wie es bei mir leider noch oft der Fall sein wird, so will man keine Wissenschaft darunter leiden lassen, und so leiden alle. Aber die Hydra der Gründlichkeit, die Lutz in uns erweckt hat, plagt mich dabei nicht wenig. Wenn man aus

einem Collegium kommt und den Kopf so voll hat, und ein paar Stunden und oft ein paar Tage daran zu arbeiten hätte, so muß man in ein anderes, wo es gleich geht; und zu Haus weiß man nicht wo anfangen. Ich habe freilich zu viel Collegien, ich fühle es zu gut. Doch wenn ich es anders eingerichtet hätte, so hätte ich mir meinen ganzen Studienplan verändert, er mußte fast so eingerichtet werden. Ich will in den Ferien oder im Anfang eines jeden Semesters diese Sachen wieder vornehmen. Ich werde die eigentlich medizinischen Disziplinen gründlicher studieren können, und für das braucht man eben die andern Naturwissenschaften nicht erschöpft zu haben, wenn man sich nur dadurch zu allgemeinen Ansichten der Natur erhoben und das die praktische Medizin speziell Betreffende daraus genommen hat. Wenn ich in 2 oder $2^1/_2$ Jahren doctoriren will, so muß ich ungeheuer gesund und fleißig sein und gar nicht viel Digressionen von meiner Hauptsache machen. Ja, was ist ein frischgebackener Doctor? Noch nichts! — und es haben die Meisten noch 1 oder 2 Jahre zu studieren."

Den 17. August schreibt er: „Die Gegend und das Klima ist freilich hier schlechter als bei uns und mit dem Welschland nicht zu vergleichen. Aber allemal, wenn ich an den letzten Sommer denke, so denke ich, wie viel glücklicher ich doch hier bin, als ich damals im Welschland war. Denn nun bin ich in meinem Wirkungskreise; und wenn ich ungestört studieren kann, so bin ich glücklich im wahren Sinne des Wortes, denn es stört mich keine Leidenschaft, ich bin ruhig wie ein alter Mann, der nicht mehr lange zu leben hat. Ich fürchte mich auch nicht vor der Zukunft, denn ich bestrebe mich immer, wie ein Christ zu leben, so daß ich in der Hauptsache mit mir

einig und zufrieden bin; bin ich nicht wohl, nun so muß ich mich in Geduld darein schicken. Ich weiß aber auch, daß, wenn ich nicht jetzt schon seit so vielen Jahren mit allerhand Plagen mich herumgeschlagen hätte, ich doch nicht das Glück genießen würde, das mir jetzt ein sturmloses zufriedenes Herz gewährt. Es geht mir ein Tag vorbei wie der andere und außerordentlich schnell, und so viel kann nicht jeder sagen. Ich weiß selbst noch nicht, wie lange ich hier bleiben werde, länger als 2 Jahre von künftigem Herbst an gewiß nicht; doch will ich hier doctoriren." In Bezug auf seine Gesundheit kann er sagen, daß es ihm gut gehe: „Mein altes Uebel kommt seltener; doch giebt es auch noch Tage, wo es nicht recht gehen will; aber die Melancholie ist nun einmal in meinem Temperament; ich helfe mir aber gut durch: ich hole mir geschwind ein Buch in einem Buchladen, etwa eine Lebensbeschreibung, und vertiefe mich darein und vergesse mich drob, bis ich es für sicher halte, wieder zu mir zurückzukehren, und am Ende habe ich noch den Trost, wenigstens niemand mit meiner sauren Miene und der üblen Laune belästigt zu haben. Freilich ist das viele Sitzen und die Cantinekost kein Remedium für ein solches Uebel. Doch dem Studieren zu Gefallen kann man das wohl ertragen."

Aus Gesundheitsrücksichten erlaubte er sich hin und wieder einen fröhlichen Ausritt in die Umgegend, sei's allein oder mit Freunden. Einmal wanderte er mit andern zu Fuß nach Kassel, um das dortige Theater zu besuchen. Allein gegen Ende des Semesters zeigt sich wieder sein Augenübel, welches ihn 3 volle Monate zwingt, auf alles Lesen und Schreiben zu verzichten und sich vorlesen zu lassen. Des Abends muß er dem Licht den

Rücken kehrend dasitzen, was aber meist nur seinen Humor im Freundeskreise weckt. Im Herbst konnte er seine stets um ihn besorgte Mutter beruhigen, indem er ihr seinen Wohnungswechsel meldet: Er habe ein nettes Zimmer „in einem sehr honorigen Hause“ beziehen können, da er ja sehr gerne die von den Hauseigenthümerinnen, zweien alten Damen, gestellten Bedingungen habe eingehen können: kein Duell zu bestehen, keinen Hund zu halten und nicht nach 10 Uhr Abends nach Hause zu kommen; wofür ihm denn gestattet worden Klavier zu spielen, welch' letzteres er sich sogleich zu nutze gemacht, indem er ein Instrument gemiethet. Dieses versüße ihm, obgleich es „ein schrecklicher Klimperkasten“ sei, manche Stunde. Außerdem habe er übrigens noch zwei Geliebte: „die Natur und das menschliche Elend; von diesen bin ich versichert, daß, wenn ich ihnen treu bleibe, sie es auch mir sein werden.“ Uebrigens vermehrte sich im Wintersemester 1820/21 der Freundeskreis, da unter den 26 in Göttingen studierenden Schweizern mehrere Berner sich befanden, mit denen Fueter schon in Bern nahe befreundet war, besonders die Mediziner Dür von Burgdorf, Meißner (später Professor der Botanik in Basel), und die Theologen Albert Bitzius und Friedrich Langhans.

Doch seinen Studien gebot das immer zunehmende Augenübel bald ein deutliches Halt. Da er weder zu lesen, noch zu schreiben vermochte, so hielt er es für's Beste nach Hause zurückzukehren. Eine Kur im Gurnigelbade scheint von wenig Erfolg gewesen zu sein. Der Gemüthszustand ward in Folge dessen ein düsterer, ja nahm nicht selten den Charakter schwärzester Melancholie an. Die Aerzte riethen zu einem Landaufenthalte. Nach einem solchen ward daher gesucht. Bei einem Arzte,

Braun in St. Aubin, hoffte er einen für ihn ganz passenden Platz gefunden zu haben, indem er mit Herrn Braun dessen Patienten besuchen, ja unter seiner Leitung auch einzelne leichtere Fälle sollte in Behandlung nehmen dürfen; und so hoffte doch einigermaßen innerhalb seiner Studien bleiben zu können. Wenn schon das Uebel nicht sogleich zu weichen begann, und noch viele schwarze Stunden, ja Tage und Wochen durchzumachen waren, auch diese Art des Studierens keinen großen Nutzen brachte, besserte sich doch die Gesundheit so, daß er bald seine Studien wieder aufnehmen konnte. Um die Augen dabei zu schonen, bildete er sich einen aufgeweckten jungen Burschen aus dem Val de Ruz, der als Unterknecht in Herrn Braun's Diensten stand, nach und nach zum Lektor und Sekretär aus, bis er im Stande war, auch deutsche wissenschaftliche Schriften ihm vorzulesen. Dieser August las ihm aus den von Bern bezogenen Compendien und Lehrbüchern vor, und Fueter diktirte das Vorgelesene seinem Famulus wieder in die Feder, um zu erproben, ob er das Gehörte auch behalten und den Stoff in sich verarbeitet habe. Nebenbei beschäftigte er sich mit Botanik, und im Herbst ward sogar des edlen Waidwerks gepflegt, von welchen Pürschgängen hin und wieder, doch nicht sehr häufig, ein armes Häslein oder ein Exemplar aus der Vogelwelt nach Hause gebracht wurde. Die Bekanntschaft mit einem in St. Aubin weilenden Engländer brachte sogar Gelegenheit, auch noch mit der englischen Sprache bekannt zu werden. Im Sommer 1823 ward mit etwas mehr Erfolg die Gurnigelkur wiederholt, und der darauffolgende Winter wieder in St. Aubin auf die angegebene Weise möglichst gut angewendet, so daß bei nun ziemlich wiedergewonnener Gesundheit im Sommer 1824 die

Studien in Bern wieder regelrecht fortgesetzt werden konnten.

Mit feurigem Eifer und seltenem Fleiße vertiefte sich nun Fueter in seine Wissenschaft, freilich auf die Weise, daß er in der Person des in St. Aubin liebgewonnenen und bewährten „August" einen Vorleser und Sekretär beibehielt. Durch seine Beharrlichkeit und seinen niemals müde werdenden Fleiß gelangte er auch, wenn wir die Hindernisse bedenken, die er zu überwinden hatte, in früherer Zeit, als er zu hoffen gewagt, an sein Ziel. Zu Ende des Sommersemesters 1825 bestand er auf rühmliche Weise das Staatsexamen, und im Triumph brachte er das Patent als praktischer Arzt (datirt vom 27. September) seiner gerührten Mutter nach Hause.

Allein trotz dieses Erfolges konnte und wollte er nicht auf seinen Lorbeeren ausruhen. Er wußte, daß er jetzt zwar wohl vor der Prüfungsbehörde als zum praktischen Arzt befähigt sich ausgewiesen, aber daß er das Ziel, das er sich selber gesteckt, noch nicht erreicht habe. Mit dem, was bloß zum durchaus Nothwendigen und zum Broderwerb ausreicht, konnte sein strebsamer Geist sich nicht begnügen; er wollte mehr, als nur ein gewöhnlicher Arzt werden. Das Studium seiner Wissenschaft hatte ihm zu viele offene und ungelöste Fragen und von ihm noch nicht hinlänglich durchforschte Gebiete aufgedeckt; er mußte weiter studieren. Dieses sein Verlangen vermochten Mutter und Oheim, wie auch der Rechtsbeistand der Erstern, zu verstehen und zu würdigen, besonders da er noch an seinem Arzt, der ihn in den Zeiten seiner Krankheit behandelt und liebgewonnen hatte, Herrn Dr. Lutz, einen väterlichen Fürsprecher gefunden hatte. In Würzburg wollte er den Winter zubringen; und dorthin begab er sich auch im

Oktober 1825 über Zürich, St. Gallen, Rorschach, Lindau, Augsburg, Ulm, Nürnberg. Allein obwohl er hier manchen Schatz des Wissens, der ihm noch gefehlt, hatte heben und sich aneignen können, und von diesem Aufenthalt reichen Gewinn davontrug, so befriedigte ihn Würzburg doch nicht ganz, da die vielen kirchlichen Feiertage die Vorlesungen und die Krankenbesuche im Spital alle Augenblicke unterbrachen. Daher entschloß er sich kurzer Hand, im Frühjahr nach München zu ziehen und dort noch ein oder zwei Semester zuzubringen, dafür aber die Erwerbung des Doktorhutes aufzugeben.

„In Hinsicht auf den Doktortitel kann ich mich zu nichts entschließen," schreibt er noch den 18. Februar 1826 von Würzburg aus der Mutter; „das Geld reut mich je länger je mehr. Die Sache ist hier übrigens, obschon nicht gerade schwer, doch umständlich. Man muß ein paar Tage eingeschlossen sitzen, um gewisse Fragen zu beantworten, und dann öffentlich disputiren. Nun ist das Alles im Grund bloße Ceremonie, aber bei meinen Umständen ist mir die Geschichte doch sehr lästig. Ich könnte mir ein Diplom von Gießen kommen lassen ohne die geringste Unbequemlichkeit, als meine Zeugnisse und 25 Louisdor hinzuschicken. In Erlangen, wo ich auf meiner Reise sehr leicht hinkommen könnte, und wo gewöhnlich die Schweizer promoviren, bekomme ich das Diplom, ohne eine Dissertation eingeliefert zu haben. Das ganze ist eine Prellerei, und jeder Esel wird Doktor, wie ich es diesen Winter selbst gesehen habe; und obschon ich den Titel früher sehr gewünscht hätte, so gebe ich jetzt nicht viel darum. Wenn ein paar junge Aerzte es ohne den Titel zu etwas brächten, so würde das Vorurtheil des

Publikums, das unsre Schweiz schon viel Geld gekostet hat, gewiß nach und nach verschwinden."

Den 2. April schreibt Fueter von München aus über denselben Gegenstand: „Nachdem ich den Wechsel von Herrn K. in Händen hatte, kämpfte ich einige Tage mit mir selbst, ob ich in Würzburg bleiben und mich dort dem Examen unterwerfen sollte. Endlich siegte der Verstand über eine leicht verzeihliche Eitelkeit. Es ist ein Opfer, das ich meinen Augen schuldig zu sein glaubte. Denn zwei Monate Arbeit nach einem angestrengten Winter würde ein gefährliches Wagstück gewesen sein, und alle meine Bekannten, die meine Verhältnisse kannten, riethen es mir ab. Ich habe also 30 Louisdor erspart, obgleich mir mancher Aerger wird aufgespart bleiben. Doch ich habe mich über manches wegzusetzen gelernt, und der Titel hätte mich um kein Haar gescheidter gemacht. Kurz, anstatt den Titel, werde ich nun suchen, etwas mehr Wissen und Können nach Hause zu bringen."

Im Frühjahr 1826 siedelte er also von Würzburg nach München über. Nun bot zwar die Stadt ihm namentlich hinsichtlich des Spitals mehr, als das kleine Würzburg, aber doch erkannte er bald, daß er besser thue, in München sich nicht lange aufzuhalten, sondern sich nach Wien zu begeben, hauptsächlich weil derjenige Professor, von dem er sich am meisten versprochen (den Namen desselben hat er in seinen Briefen nicht genannt) in jenem Sommer keine Vorlesungen hielt, sondern eine Reise nach Paris unternommen hatte.

„Ich fuhr unter Regen und Schnee, wie gewohnt," schreibt er den 20. Mai nach seiner Ankunft in Wien nach Hause, „von München weg; mußte 3 Tage in Regensburg auf gutes Wetter warten, um mit dem Schiff fort

zu kommen. Nun war ich 8 Tage auf dem Wasser mit nicht der besten Gesellschaft; einmal schliefen wir auf Stroh, ein ander Mal gar nicht; doch habe ich die schönsten Partien bei Passau und Linz bei günstigem Wetter gesehen, und auch sonst habe ich noch auf keiner Reise die Natur so genossen wie auf dieser Wasserfahrt, von der ich die übrigen Details zu Hause mittheilen will. Vor etwa 12 Tagen bin ich gesund in Wien angelangt; war dann eine Nacht bei einem Landsmann auf seinem Zimmer. Ich hatte ungeheuer zu laufen und habe mich noch jetzt nicht ganz von dem Schreck einer großen Stadt erholt; ich bin noch gar nicht zu mir selbst gekommen, und des Abends bin ich todtmüd und kann nicht mehr schreiben." Den 28. Mai: „Ich befinde mich recht gut und hoffe, die Wiener Lebensart werde mir konveniren. Ich habe mich an ein paar Würtemberger Doktoren angeschlossen, so daß ich ohne Vergleich angenehmer lebe, als in dem infamen Würzburg. Für mein Fach kann ich sehr viel lernen, ich sehe alle Tage wenigstens 200 Kranke. Um 7 Uhr gehe ich in's Spital und bleibe dort bis 10; nun habe ich bis 11 frei. Mein Logis ist aber so weit entfernt, daß ich nicht nach Hause gehen kann. Um 11 Uhr habe ich eine Augenklinik, um 12 Uhr gehen wir nach der Stadt, eine gute halbe Stunde weit, essen unterwegs zu Mittag und kommen um 1 Uhr zu Herrn Jäger, einem der berühmtesten Augenärzte in Europa, den ich auch konsultiren will. Um 2 Uhr machen wir einen Weg von einer halben Stunde bis in ein Kinder-Kranken-Institut, wo wir alle Tage eine Menge kleiner Patienten beobachten können. Gegen 4 Uhr geht es wieder in's Spital, das ungefähr 20 Minuten von letzterem liegt. Nach 5 Uhr werde ich künftig nach Hause gehen können.

Wegen der großen Entfernung meines jetzigen Logis bin ich bisher in einen Garten gegangen, um frische Luft zu schöpfen und mich auszuruhen. Um 8 Uhr war ich meistens zu Haus und um 9 Uhr im Bett. Tausend Nebengänge, Visiten bei den Professoren und Umwege, weil man sich nicht auskennt, sind nicht mitgerechnet." Zu diesen Studien kam dann noch ein Operationskurs und ein Kurs in der Geburtshülfe, „damit ich allenfalls auch als Landarzt wirken kann". Dieser Aufenthalt in Wien wurde, wie wir sehen, von Fueter auf's Beste benutzt, die Zeit auf's Sorgfältigste ausgekauft, und so konnte es nicht fehlen, daß er mit großer Befriedigung auf diese Zeit zurückblicken durfte. Seinem Streben nach allseitiger wissenschaftlicher Ausbildung war ein Genüge geschehen. Aber die angestrengte Arbeit war seinen Augen nicht wohlthätig gewesen. Auf Anrathen des oben genannten Prof. Dr. Jäger begab er sich nach Schluß des Sommersemesters in's Bad Gastein, das damals noch ziemlich primitive Einrichtungen hatte und noch nicht das bevorzugte Kaiserbad war. Freilich mußte er nun auf die geplante Rückreise durch Oberitalien verzichten, ward dafür aber durch den vortrefflichen Erfolg seiner Kur belohnt, so daß, wenn er schon „mit sehr wenig Geld und nicht mit den brillantesten Kenntnissen" nach Hause zurückkehrte, er sich doch an Seele und Körper erfrischt und gestärkt fühlte und allen Eifer, ganze Freudigkeit und vollen Muth in sich spürte, „als Mensch und Bürger seine Pflicht zu thun." So langte er im Oktober 1826 von Gastein, die Rückreise über Innspruck, Engadin (St. Moritz), Chur, Pfäffers nehmend, in der Vaterstadt glücklich, und von der Mutter sehnlichst erwartet wieder an.

Zum Beginn seiner praktischen Thätigkeit ward er

bald nach seiner Heimkehr von der Regierung nach Langnau gesandt, wo eine heftige Epidemie herrschte, um den dortigen, selbst an derselben erkrankten Arzt Locher zu vertreten. Nach Bern zurückgekehrt widmete er sich seiner Praxis, welche anfänglich fast nur eine solche bei Armen war. Bei diesen ward er aber bald ein gesuchter und gern gesehener Helfer in der Noth, weil sie es, abgesehen von seinen tüchtigen Kenntnissen, wohl fühlten, daß er ein Herz für sie hatte, und zwar nicht nur für ihre Leiden und Schmerzen, sondern für Alles, was sie betraf. Er hatte die Gabe, sich in ihre Verhältnisse und Anschauungen hinein zu denken, in ihre Gedankenwelt einzugehen, mit ihnen zu reden, mit ihren Schwächen Geduld zu haben, kurz, sie zu begreifen. Die Zeiten eigenen Krankseins, die für ihn so schwere und schmerzlich empfundene gewesen waren, wo er so oft wider sein Schicksal, ja wider Gott selbst gemurrt hatte, waren ihm so zum Segen geworden. Gott hatte ihn eine so schwere Schule durchlaufen lassen, um ihn nicht nur zu dem trefflichen Arzt, sondern auch zu dem ächten Armen- und Menschenfreund zu erziehen, der er mit der Zeit geworden ist.

Im Sommer, wo ein Arzt weniger in Anspruch genommen ist, folgte er gerne dem Ansuchen des damaligen Besitzers des Gurnigelbades, Herrn Zehender, während der Kurzeit die Stelle eines Badearztes zu versehen. In dieser Stellung, die er drei oder vier Sommer hindurch einnahm, ward er nun auch in weitern Kreisen bekannt; und so nahm seine Praxis von Jahr zu Jahr zu. Bei seinem wissenschaftlich regen Sinne und seinem gemeinnützigen Streben verstand es sich beinahe von selbst, daß er sich denjenigen anschloß, mit welchen er dieses nähren und bethätigen konnte. So trat er gleich im ersten Jahr

seiner praktischen Thätigkeit der medizinischen Gesellschaft (27. Juni 1827) und der schweizerischen naturforschenden Gesellschaft (an ihrer Jahresversammlung in Zürich, den 20. August desselben Jahres), wie der schweizerischen gemeinnützigen (in Basel den 11. September) bei, in welchen drei Gesellschaften er von da an bis zu seinem Lebensende stets zu den eifrigsten Mitgliedern gehörte.

Jetzt auch, da er alle Schwierigkeiten, die sich ihm bisher entgegengestellt, durch seine Willenskraft und Beharrlichkeit, wie durch sein unentwegtes Streben siegreich überwunden; jetzt, da er sein Ziel, als praktischer Arzt eine Stellung sich zu schaffen, erreicht, jetzt, da seine Gesundheit trotz der anstrengenden Arbeit sich eher gestärkt hatte, er daher freudiger und frischer in die Zukunft blicken durfte, konnte er auch einen Schritt wagen, den er gerne schon seit geraumer Zeit gethan hätte, den ihm aber bisher sein Verstand, wie seine Gewissenhaftigkeit verbot. Er führte den 18. April 1828 die von seinem Herzen längst Erkorne als treue liebe Gattin heim: Fanny Bucher, die einzige Tochter des Handelsmannes und Obersten Jakob Bucher, welcher durch Fleiß, Geschick, Beharrlichkeit und strenge Rechtschaffenheit sich aus dem Handwerkerstand — sein Vater, aus Köniz gebürtig, war ehrsamer Schneidermeister — zum angesehenen Bürger und wohlhabenden Manne emporgearbeitet hatte. Damit die Tochter den verwittweten Vater nicht einsam lassen müsse, bezog das junge Paar seine Wohnung im Hause desselben an der Marktgasse, um hier die 27 Jahre seiner glücklichen Ehe zu verleben. Fueter's Gattin war fein gebildet, musikalisch begabt, mit ihm für alles Schöne, Wahre und Gute begeistert und hatte alle Eigenschaften, die erforderlich waren ihn zu beglücken.

Der neu gegründete Hausstand übte auf unsern Fueter aber nicht die Wirkung aus, daß er sich bewegen ließ, auf Kosten seiner Berufsthätigkeit sein neues Glück zu genießen. Er lebte vielmehr seinen Pflichten mit vermehrtem Eifer. Denn je mehr sein Beruf ihm Erfahrung brachte, desto mehr erkannte er, wie gar Vieles ihm zu lernen noch noth thue. Sein Streben nach vermehrter Erkenntniß und Einsicht wuchs daher nun mit der Zeit, und mit nimmer müdem Fleiß suchte er sich in seiner Wissenschaft weiter zu bilden; nicht dadurch, daß er die gewonnenen neuen Wissensschätze bei sich nur aufspeicherte, sondern so, daß er Altes und Neues mit seinem scharfen, kritischen Verstand erforschte und prüfte und nicht ruhte, bis er sich in die erkannten Wahrheiten und bewährten Ergebnisse vertieft und eingelebt, und sich über dieselben ein wohlbegründetes Urtheil gebildet hatte, so daß sie zu seinem unverlierbaren geistigen Eigenthum geworden waren. Wie er selber so stets vorwärts strebte, und wie ihm unvergeßlich war, welche Schwierigkeiten er selbst zu überwinden gehabt, so suchte er auch Andere vorwärts zu bringen und denen über die Klippen fort zu helfen, die er als strebsam erkannte. Daher war er gerne bereit, als einige Studierende der Medizin ihn darum ersuchten, ihnen privatim über Pathologie und Therapie Vorlesungen zu halten, da dieses Fach an der damaligen Akademie ungenügend besetzt war, und der fortschreitenden Wissenschaft nicht Rechnung getragen ward. Er that es mit solchem Geschick und Erfolg, daß das Erziehungsdepartement, welches durch die Staatsumwälzung von 1831 an die Stelle des Oberschulrathes und der Curatel der Akademie getreten war, auf ihn aufmerksam wurde und ihn bei der 1832/33 vorgenommenen Reorganisation der Aka-

demie, bei welcher besonders an der medizinischen und philosophischen Fakultät die Zahl der Lehrstühle vermehrt wurde, zum Professor der Pathologie und Therapie berief. Diesen Ruf hatte er freilich auch seinen der neuen Staatseinrichtung zustimmenden Gesinnung mit zu verdanken. Wie fast alle seine Freunde hatte er mit Begeisterung die neue Ordnung begrüßt, von der er sich vieles versprach, obgleich er zu einsichtsvoll und billig denkend war, als daß er auf Seite des bisherigen alten Regiments alles für veraltet und verwerflich, auf Seite des neuen dagegen alles schön und gut erklären konnte. Bei der Wahl des neuen Großen Rathes war er durch das Zutrauen seiner Mitbürger nicht nur von der sogenannten Urversammlung zum Wahlmann, sondern auch von dem Wahlmännerkollegium zum Mitglied des Großen Rathes erwählt worden. Indessen sah er bald ein, daß diese politische Thätigkeit seine eigentlichen Amts- und Berufspflichten viel zu sehr beeinträchtigte; und weil zudem das einseitige Parteigetriebe immer mehr überhand nahm, verlangte er nach einiger Zeit seinen Austritt aus dieser obersten Landesbehörde und zog sich von jedem politischen Wirken zurück. Ende August 1833 ward er auch zum Mitglied des Sanitätskollegiums erwählt, dem er bis zu dessen Reorganisation, 1847, angehörte.

Als im Jahr 1834 die Umgestaltung der Akademie in eine eigentliche Universität stattfand, ward Fueter zwar nicht, wie Wyß, Romang und Ith, geradezu übergangen, aber zu einem ordentlichen Professor der allgemeinen Pathologie und Therapie und der Klinik, welche Stelle ihm gebührt hätte, Professor W. Vogt aus Gießen berufen, während er selber mit der außerordentlichen Professur für spezielle Therapie und Poliklinik abgefunden

wurde. Vielleicht hatte er diese Zurücksetzung, die ihn geschmerzt haben muß, dem Umstand zu verdanken, daß er s. Z. als Mitglied des Großen Rathes sich als unabhängiger und selbständiger Charakter der Parteiparole nicht hatte fügen wollen. Seine Kollegen, Professor W. Vogt voran, machten übrigens im folgenden Jahre, bei der ersten Gründungsfeier, das gegen ihn begangene Unrecht wieder gut, indem Fueter von der medizinischen Fakultät honoris causa das Doktordiplom zuertheilt ward mit der Begründung: ægrotantes egregia cura et opera sæpe ab imminente periculo liberavit, juventutem optimis præceptis ad recte intelligendam corporis humani naturam adduxit et scriptis medicæ artis ipse profuit; oder, wie sein Freund, Prof. G. Studer, es in seiner Grabrede aussprach, weil er „nach der Art, wie er nach Vollendung seiner Studien und nach seinem Eintritt in's praktische Leben seinen Beruf ausübte, nicht glaubte, als dies Ziel seiner bisherigen Anstrengungen erreicht war, sich nun von der Wissenschaft lossagen und einzig seiner Praxis leben zu sollen, welche, vom Studium abgelöst, bald einmal zur geistlosen Routine wird," sondern weil „sein spekulativer Kopf ihm keine Ruhe ließ, bei den bloßen Erscheinungen stehen zu bleiben, vielmehr nach ihrem Wesen, ihren Gründen, ihrem Zusammenhang zu forschen, und so auf Ablegung verjährter Vorurtheile kam, neue Bahnen einschlug und zu Resultaten gelangte, die, wenn sie auch bei genauerer und wiederholter Prüfung sich nicht alle bewähren sollten, doch seinen eigenen Geist frisch und wach erhielten, und selbst durch den Widerspruch, den sie erregten, auf Andere belebend und anregend zurückwirkten."

Seine akademische Thätigkeit als Lehrer an der

neu gegründeten Universität begann er damit, daß er einem Institut, welches er schon einige Jahre zuvor geschaffen, eine solidere und ausgedehntere Gestaltung gab.

Er hatte bisher im Inselspital eine Klinik gehalten als praktische Anwendung seiner Vorlesungen über Pathologie und Therapie. Da nun die eigentliche Spitalklinik Herrn Prof. Vogt übertragen worden, schuf er seine klinischen Vorträge und Uebungen zur Poliklinik um, in welcher nicht nur die Patienten des Spitals, sondern die kranken Stadtarmen unentgeltlich behandelt wurden. Aus seinem ersten Jahresbericht des „poliklinischen Instituts" geht hervor, daß die Uebernahme dieser Arbeit durch Prof. Fueter schon dadurch eingeleitet ward, daß die bedeutende und sehr ausgedehnte Armenkrankenpflege der Stadt-Geistlichen auf sehr wenigen Aerzten, und während mehreren Jahren größtentheils auf ihm lastete. Es entsprach dieser neue, selbstgeschaffene Wirkungskreis vielleicht noch in höherem Maße seinem ihn ganz durchdringenden Triebe, das erworbene Wissen zur praktischen Bildung junger Aerzte und zum Wohl der leidenden Armen nutzbar zu machen. „Die Poliklinik wurde so ganz eigentlich der Schwerpunkt seiner Lebensaufgabe, welcher er auch bis zu seinem Ende treu blieb" (Dr. Bourgeois). Durch Gründung der Poliklinik hat sich Fueter selber ein Denkmal gestiftet, welches noch bis heute der bernischen Hochschule zur Zierde und der armen Bevölkerung der Stadt Bern zu einem großen Segen gereicht.

Mit welch' verhältnißmäßig geringen Mitteln Fueter in dieser Poliklinik so Vieles leistete, mit welcher Gewissenhaftigkeit und Sorgfalt er dieses treffliche Institut leitete, das von Jahr zu Jahr an Ausdehnung zunahm, davon geben die von ihm verfaßten jährlichen Bericht-

erstattungen an die obere Behörde die besten Beweise. Im ersten Jahre (1835) wurden 978 Personen behandelt. Die Zahl der Rezeptnummern betrug 4815. Die Gesammtausgaben beliefen sich auf 1,897 Fr. 27 $^1/_2$ Rp. Die Einnahmen Fr. 2,200, nämlich: Beitrag des Erziehungsdepartements Fr. 1,800, Beiträge der Geistlichen Fr. 400. Gewiß gibt es keinen seiner Schüler, der nicht mit vollster Anerkennung eingestehen wird, wie unendlich viel sie ihrem unermüdlichen, freundlichen und anregenden Lehrer für richtige Auffassung und liebende Ausübung ihres Berufes zu verdanken haben. Denn Fueter leitete seine Schüler nicht nur an, als Jünger der Wissenschaft ihren Beruf auszuüben durch genaue und richtige Diagnose und rationelle Bekämpfung der Krankheit, sondern er suchte sie auch zu solchen Aerzten heranzubilden — und das war ihm eigentliche Herzenssache, — welche ein warmes Gemüth für ihre Kranken haben, und ihnen als ächte Menschen- und Hausfreunde rathend und helfend zur Seite zu stehen, indem er in dieser Hinsicht, sich selbst vergessend, mit seinem eigenen Beispiel voranleuchtete. Er warnte sie davor, ihren Beruf handwerksmäßig und schablonenhaft auszuüben, jeden Krankheitsfall nur entweder als einen gewöhnlichen oder als einen „interessanten", jenen ohne Interesse, diesen nur als ein merkwürdiges Phänomen anzusehen und zu behandeln, sondern mahnte sie, nie zu vergessen, daß sie als mitfühlende Menschen mit ihrem Wissen und Können ihren leidenden Brüdern wie ein Freund dem Freunde gegenübertreten sollten.

Fueter's Thätigkeit als Arzt und besonders als Vorsteher der Poliklinik führte ihn von selbst dazu, außer der medizinischen Wissenschaft noch ein anderes Feld zu bearbeiten, das zwar bisher in Bern keineswegs brach

gelegen, jedoch nicht rationell betrieben worden war, nämlich das große und schwierige Feld der Armenpflege. Durch die stetige Bevölkerungszunahme, die noch bedeutender wurde, seitdem Bern im Jahr 1848 Bundesstadt geworden, war das Armenwesen zu einer immer schwerer zu lösenden Aufgabe herangewachsen. Durch seine Praxis hatte Fueter vielfache Gelegenheit, tiefe Blicke in die Verhältnisse und das Leben der Armen zu thun. Er erkannte mit seinem scharfen Blicke bald einmal, was die Armen hinderte, aus ihrer gedrückten und bedrängten Lage sich herauszuarbeiten und emporzuraffen; es war ihm klar, daß nicht nur äußere, sondern auch innere Gründe der Verarmung im Spiele waren. Als äußern Grund erkannte er unter Anderem die schlechten Wohnungen und die oft, ja damals fast durchgehends irrationelle Art der Unterstützung, mit welcher gutmüthige und weichherzige Leute, besonders Frauen — „o diese guten Frauen!“ klagte er oft — zu helfen glaubten, wenn sie sich von zudringlichen, heuchlerischen und verschmitzten Bettlern bethören ließen. Deßhalb machte er alle Anstrengungen, den Ursachen der Armuth durch eine richtige Lösung der Armenfrage zu begegnen, indem er einerseits die städtischen Behörden auf die Uebelstände der Armenwohnungen aufmerksam machte und ihnen mit Wort und Schrift Rathschläge gab, wie die Zahl dieser gesundheitsschädlichen Wohnungen zu verringern sei, und andererseits, indem er eine vernünftigere Armenunterstützung durch Gründung eines städtischen Armenvereins zu organisiren suchte. Den innern Gründen der Verarmung, wie Arbeitsscheu, Genußsucht und Liederlichkeit, hoffte er besonders durch eine zweckmäßig eingerichtete Armenpflege, welche die Armen persönlich aufsuchte, wenigstens einen Damm entgegensetzen zu können.

Als er hauptsächlich wegen dieser seiner Bemühungen um das Armenwesen von seinen Mitbürgern in den Gemeinderath der Stadt war berufen worden, da ging er in erster Linie darauf aus, daß das städtische Baureglement zweckentsprechend revidirt werde, um zu verhindern, daß Hausbesitzer um schnöden Gewinnes willen unheizbare Dachräume oder dumpfige, feuchte Keller als Wohnungen an Arme vermiethen, und wiederum, daß durch hohe Neubauten und Ueberbauen der Hofräume den gegenüberliegenden Wohnungen Luft und Licht entzogen werde. Diesen Bestrebungen verdankt seine Brochüre „Ueber das Baureglement der Stadt Bern" im Jahr 1854 ihr Entstehen. Seinen Gedanken über die rechte Versorgung und Unterstützuung der Armen gab er ferner Ausdruck in mehreren von ihm veröffentlichten Schriften, nämlich: „Einige Bemerkungen über das Armenwesen im Kanton Bern" (im Archiv der bern. gemeinnützigen Gesellschaft 1850), „Nachtrag zu den Bemerkungen über das Armenwesen" (1850), „Ueber die Krankenpflege der Armen im Hause" (Präsidialvortrag, gehalten in der Hauptversammlung der medizinisch-chirurgischen Gesellschaft des Kantons Bern, 1851), und vor Allem in der längern Schrift „Anleitung zu einer verständigen und wirksamen Armenpflege in der Stadt Bern" 1853 (bei Haller, 135 Seiten). Daß er am Ende seines Lebens die Leitung des von ihm gegründeten Armenvereins selbst übernehmen mußte (1854), verstand sich beinahe von selbst. Denn schon im Jahr 1846, als die Regierung in Folge der Verfassungsrevision genöthigt war, die Aenderung der Armengesetzgebung an die Hand zu nehmen, galt Fueter als diejenige Persönlichkeit in der Stadt Bern, welche am kompetentesten war, hier ein Wort mitzureden, und ward daher auch durch

den Regierungsrath in die die Armenfrage vorberathende Kommission berufen. Die von ihm veröffentlichten Schriften über die Armenpflege, vor Allem die wichtigste und werthvollste, die eben erwähnte „Anleitung zu einer verständigen und wirksamen Armenpflege", werden ihren Werth und ihre Anwendbarkeit trotz der veränderten Armengesetze und Verhältnisse stets behalten.

Seinem äußern Lebensgang, der, wie wir gesehen, in der Zeit seines praktischen Wirkens als Arzt und akademischer Lehrer im Grunde sehr einfach verlief, fügen wir noch Einiges zur Vervollständigung bei, was bisher nicht berührt werden konnte.

Die unsern Fueter vor Allem charakterisirende Eigenschaft war die Pflichttreue, und zwar nicht nur hinsichtlich seiner amtlichen, sondern auch in seiner bürgerlichen und gesellschaftlichen Stellung. Auf den Schlag des akademischen Viertels brach er eine vor der Vorlesung im Hochschulgang oder „Klosterhof" mit einem Kollegen oder Schüler geführte Unterhaltung ab und verschwand hinter der Thüre seines Hörsaals. Hatte er, zu einem Kranken gerufen, die Zeit seines Besuches genannt, so konnte der Patient gewiß sein, daß der Herr Professor zur angegebenen Minute bei ihm eintreten werde. Während seine Familie im Sommer seinen schönen Landsitz „Blumenberg" auf der Höhe des Altenberg's bewohnte, — weil er als Arzt darauf hielt, daß den Seinen die Panacee aller Heilmittel, frische Luft und freie Bewegung in reichem Maaße zukomme, — blieb er in seiner Stadtwohnung und erlaubte sich nur, den Abend bei Frau und Kindern zuzubringen, um dann, nach vollbrachtem Tagewerk, wenn diese zur Ruhe gingen, in die Stadt zurückzukehren, oft bei strömendem Regen, damit seine Patienten,

wenn sie des Nachts plötzlich seiner bedürfen sollten, ihn nicht erst außer der Stadt suchen müßten. Mit der größten Treue und Gewissenhaftigkeit besorgte er seine Kranken; seien sie nun wohlhabend oder arm, da galt ihm Jeder gleich. Mit derselben Genauigkeit erfüllte er auch die übrigen Pflichten, welche ihm seine Stellung als Mitglied des Großen Rathes — freilich nur kurze Zeit — und dann als Mitglied des Gemeinderathes auferlegte. In letzterer Behörde war er einer der Thätigsten, Vielen nur zu thätig; er ward trotz aller Hindernisse und Widersprüche nie müde, zum Wohl seiner Mitbürger zu arbeiten und sich jeder Mühe zu unterziehen, sei's Gebrechen und Mängeln abzuhelfen, sei's Mißbräuche und Unsitten zu bekämpfen, bis er sein Ziel erreicht hatte. Dasselbe war der Fall, als er am Ende seiner Laufbahn die Direktion der städtischen Mädchenschule übernehmen mußte, und vollends in dem von ihm gegründeten Armenverein.

Fueter war indessen von allen diesen Aufgaben doch nicht so gänzlich in Anspruch genommen, daß sie sein Denken einzig und allein erfüllten. Er war der Ansicht, daß der Bürger auch gesellschaftliche Pflichten habe, denen er nachkommen müsse. Seine Stellung als Lehrer der Hochschule faßte er daher so auf, daß er sich um die Studierenden nicht nur innerhalb der vier Wände des Hörsaales und nicht nur um seine eigenen Zuhörer zu kümmern habe. Er führte gerne tüchtige junge Leute aus den verschiedenen Fakultäten in seinen Familienkreis ein, besonders solche, deren Angehörige nicht in Bern wohnten, um auf diese Weise fördernd auf sie einzuwirken und ihnen zur Entwicklung und Ausbildung ihres bessern Selbst etwas zu nützen. Namentlich wenn ein junger

Mann musikalische Begabung zeigte, war er ein gerne gesehener Gast im Fueter'schen Hause. Als Bern im November 1848 zur schweizerischen Bundesstadt erhoben wurde, da hielt Prof. Fueter es für seine Pflicht, den Bernern mit gutem Beispiel voranzugehen und den Mitgliedern der Bundesversammlung während ihres Aufenthalts in Bern Haus und Familienkreis zu öffnen und eine freundeidgenössische Gastfreundschaft anzubieten. Leider hatte sein Bemühen nicht den gewünschten Erfolg, theils wegen der vielen Bernern anklebenden Zugeknöpftheit gegenüber Fremden, theils und hauptsächlich wegen des immer schroffer werdenden Parteiwesens, welches von Ende der Vierziger Jahre an das gesellschaftliche Leben in Bern vergiftete. Fueter sah Solches zwar kommen, hoffte aber, die schlimmsten Folgen hindern oder doch mäßigen zu können, wenn die hervorragendsten Männer der andern Kantone die bernischen Verhältnisse auch durch persönlichen Umgang mit den bessern Gesellschaftskreisen der Stadt kennen lernen und hier freundschaftlichen Verkehr finden würden. Die politischen Stürme und die entfesselten Parteileidenschaften vernichteten aber unbarmherzig seine Hoffnungen, und vereitelten seine Bemühungen, um so mehr, da er mit denselben in Bern fast vereinzelt blieb.

Wie wir schon aus gelegentlichen Aeußerungen Fueter's und hauptsächlich aus seiner Bethätigung wahrer Nächstenliebe haben erkennen können, war Fueter trotz seines vorwaltenden scharfen Verstandes im Grunde doch eine durch und durch religiöse Natur. Der in der Jugend in Schule und Kirche ihm eingepflanzte Rationalismus, wie er zu Anfang unseres Jahrhunderts sich in Bern fast einzig geltend machte, konnte ihm in reiferem Alter nicht ge-

nügen. Seine persönlichen Erlebnisse und die Erfahrungen, die ihm Leben und Beruf brachten, drängten ihn zu ernstem Nachdenken und genauerem Forschen in der h. Schrift, und so arbeitete er sich zu immer tieferem und völligerem Erfassen der religiösen Wahrheit empor. Ueber religiöse Dinge hat er nie viele Worte gemacht, aber sein ganzes Wesen und Denken, wie sein Wirken und Leben war immer mehr ein von christlichem Geist erfülltes und getragenes. Während er sich in jüngern Jahren eher der negativen Richtung zugeneigt hatte, war sein religiöser Standpunkt mit der Zeit immer positiver geworden. Den öffentlichen Gottesdienst besuchte er fleißig und seine Bibel kannte er gut. Religiöse Angelegenheiten und Fragen waren ihm von höchstem Interesse. Als Grund und Wurzel von so manchem Uebel und Gebrechen der Zeit sah er an die verkehrte und feindselige Richtung, welche eine immer größer werdende Zahl dem Christenthum gegenüber einzuschlagen begann; und wenn er praktische Aerzte eine allem Religiösen ganz abgeneigte Haltung einnehmen sah, so konnte ihn das auf's Innerste betrüben; besonders weil er erkannt hatte, daß damit sittliches Sinken und oft gänzliches Verkommen Hand in Hand ging. Derartige Wahrnehmungen mochten mit eine Veranlassung sein, an der Hauptversammlung der medizinischen Gesellschaft im Jahr 1847 in seinem Präsidialvortrag die Frage zu besprechen, wie der Arzt vom naturwissenschaftlichen Standpunkte aus sich zur Religion zu stellen habe. Diese Rede, unter dem Titel: „Ein paar wichtige Zeitfragen vom ärztlich-wissenschaftlichen Standpunkte aus beleuchtet", als Separatabdruck aus der schweiz. medizinischen Zeitschrift erschienen, verdient noch heute alle Beachtung. Wir können uns nicht enthalten, einige, unsern Fueter und seine

Denkweise besonders kennzeichnende Stellen aus dieser Rede anzuführen:

„Die mächtig vorwärts schreitenden Naturwissenschaften bilden mit allen ihren praktischen Folgen eines der einflußreichsten Elemente zur Bestimmung des eigenthümlichen geistigen Charakters, der Vorzüge und Gebrechen unserer Zeit," sagt F. am Eingang, „und diese sind: Selbständigkeit der Forschung, Vertrauen auf die eigene und zum Theil rein theoretische Einsicht bei stetigem Sinken des Einflusses der Kirche, des Staates und der Erfahrung; nach Außen gerichtete Thätigkeit bei zunehmender Armuth des innern sittlichen Lebens; irdische Selbstsucht und Begehrlichkeit bei Vernachlässigung höherer geistiger Zwecke; Herrschaft über die Kräfte der Natur bei Erstarkung der niedern menschlichen Triebe im Einzelnen wie in den Massen; überhaupt vorherrschendes irdisches Selbstgefühl bei schwächer gewordenem Bewußtsein unserer Abhängigkeit von höhern Mächten." — Dagegen (Seite 6): „Mit der Erkenntniß der Einheit der Kräfte und Mittel, welche in der Schöpfung wirksam sind, steigt unsre Vorstellung von den idealen Eigenschaften des Ursprungs aller Dinge nur um so höher. Es wird das Schöpfungswunder für uns nur um so anbetungswürdiger, indem wir anerkennen, daß der Baumeister, in dessen Geist wir den unsrigen, freilich in unendlich verjüngtem Maßstabe sicher wiederfinden, mittelst einiger weniger, an sich immer nur in einer Richtung thätiger, in blinde Nothwendigkeit gebundener Naturkräfte seine Welt jeden Augenblick wieder neu schafft. Dieses für uns unergründliche Räthsel, dieser Abgrund zwischen dem Gewordenen und den aufgewendeten Mitteln, beweist uns einfach den tiefen Stand unseres Wissens. Nie und nirgends aber wird uns die Unfähig-

keit, zwei einander scheinbar widersprechende Thatsachen durch wissenschaftliche Erklärung mit einander in Einklang zu setzen, veranlassen, die eine der andern zum Opfer zu bringen."

In Beziehung auf den Unsterblichkeitsglauben sagt er (Seite 12): „Denken wir uns das Menschengeschlecht im Ganzen und Großen abgelöst von allem Unsterblichkeitsglauben. Wäre derselbe wirklich nur eine haltlose Einbildung unserer Eigenliebe; könnten Gerechtigkeit und Güte Gottes innerhalb den Grenzen dieser Welt erfüllt werden durch den Lohn einer höhern Entwicklung unseres endlichen Menschengeistes, und diese Wahrheit hätte einst das Bewußtsein der Menschheit allgemein durchdrungen: Glauben Sie denn nach Ihrer Kenntniß des Menschen, ein solches Geschlecht könnte glücklich sein und an sittlicher Vollkommenheit wachsen? Möchte Einer von uns die Verantwortlichkeit über sich nehmen, alle diese Unglücklichen, denen wir in unserm Berufe stündlich begegnen, nach freier Willkür geschaffen zu haben? Dürfen wir der Natur eine Sünde zumuthen, die keiner von uns sich möchte zu Schulden kommen lassen, deren keiner von uns fähig wäre?"

Seite 20 sagt er in Hinsicht auf die Bedeutung und Nothwendigkeit einer religiösen Weltanschauung: „Uns (Aerzten) am wenigsten vielleicht fehlt es an Gelegenheit, den biblischen Ausdruck erwahrt zu finden, daß Gott züchtigt, wen er lieb hat; daß irdisches Leiden und Unglück vor allem aus den Menschen die Ueberzeugung ihrer Abhängigkeit von Gott aufdringt, sich'rer als alles Andere ihnen die sittlichen Wahrheiten aufschließt, mehr als alles Andere sie bessert und veredelt. Keiner andrerseits kennt wie wir das mannigfaltige Siechthum, das dem Gebahren

des Lebemannes folgt, die große Täuschung und Leere, wenn nach langjähriger Anstrengung irgend ein rein irdisches Ziel endlich erreicht worden, den nagenden und blitzähnlich wirkenden Schmerz beim unversehenen Fehlen eines Ringes in der irdischen Glückskette. Niemand durchschaut klarer als wir das Elend des seelen- und körperkranken Alters bei religiös Verwahrlosten oder Gleichgültigen. Niemand erkennt sicherer den langen Schweif von Unglück aller Art, mit welchem nachgeborne Geschlechter für die Sünden und Fehler der Eltern büßen. Wir finden die blühende, leichtsinnige Jugend über kurz oft auf dem Krankenlager und dem Todbette wieder; wir sehen den rein irdisch gesinnten trotzigen Mann ein paar Jahre später kleinmüthig und verzagt unter der Last von allerhand eingebildeten oder wahren Leiden zusammenbrechen; sehen den Hochmuth des Wissens, den Stolz des Talents, die Verwegenheit hervorragender Geisteskräfte sich trostlos um einen kleinen Fehler im Eingeweide winden, und aus den Hallen der Irrenanstalten, aus den Sälen der Spitäler, aus den Mauern der Gefängnisse führen uns hundert schwarze Fäden zu Lebenszuständen, die ausschließlich von sinnlichen Elementen erfüllt waren."

„Welch' Unglück, frage ich hier beiläufig, wäre es Arzt zu sein, wenn Kunst, Wissenschaft und Beruf, denen wir unser Leben gewidmet, nur Unvollkommenheit, Zweckverfehlung, nur gegenseitige Feindschaft aller einzelnen Kräfte und Thätigkeiten, nur Unzulänglichkeit und Täuschung, Krieg und Niederlage uns vor Augen hielten? Wie wären wir vor allem aus zu beklagen, wenn wir in den gewöhnlichsten Begleitern auf dem mühsamen Wege unseres Berufs, in Schmerz, Krankheit und Tod nur Fehlgänge der Natur und Zerstörung ihrer eigenen Ge-

schöpfe und Plane gewahren müßten! Nein! auf diesen trostlosen Wahn sind wir Gott Lob nicht angewiesen; mag auch eine kleine Zahl unter uns zeitweilig in demselben verstrickt sein, ihre Schuld ist's, nicht die der Natur; denn die geringste Denkanstrengung muß ihn lösen, auch wenn wir von allen geoffenbarten Wahrheiten der Kirche abzusehen uns vermessen wollten. Auch uns, verehrteste Freunde und Kollegen, zeigen Erfahrung, Verstand, wie die Lehren der Kirche, eigenthümliche sittliche Lebensgesetze und eine sittliche Weltordnung, die den Bogen der Schöpfung erst schließen und befestigen. Die Physiologie oder unsre Naturkenntniß in Bezug auf den Menschengeist lehren dennoch, daß das religiöse Gebiet nicht nur ein sehr wesentliches, sondern das allerwichtigste, edelste seines Gesammtwesens oder ein Bestandtheil seines Geistes ist, ohne den das Ganze weder Sinn hätte, noch seinen Zweck erreichen könnte." ..... (Seite 25):

„Wie sollten übrigens die Kranken, die Laien, das Volk, einen rechten Glauben an Kunst und Einsicht der Aerzte gewinnen, wenn sie bemerkten, daß die geistige Seite der menschlichen Natur, daß die religiösen Bedürfnisse, Gefühle, Gedanken und Bestrebungen, daß ihr Heiligstes und Höchstes jenen gar nicht bekannt wäre oder doch nur als Trugbild eines pfäffischen Wahnglaubens gelten würde? Ist der Arzt, weil für sich selbst kein ganzer Mann, nicht im Stande, in seinen Kranken den vollständigen Menschen aufzufassen und zu behandeln, so wird das rechte Verhältniß zwischen ihm und dem Patienten sich nie feststellen, und das Volk durch die Schuld der Aerzte selbst immer wieder zu Pfuschern und Kapuzinern hingedrängt werden." ..... „Ihrerseits werden die Geistlichen zu tieferer Menschenkenntniß und zum

Verständniß der Zeit und ihrer Bedürfnisse nur durch die genauere Bekanntschaft mit dem irdischen Menschen und überhaupt mit der Gesammtnatur gelangen; nur wenn auch sie sich diesen neuen und wichtigen Bildungsstoff, der täglich tiefer und breiter unsre Zeit durchdringt, in höherem Maße, als es bis jetzt geschieht, aneignen, werden sie wieder ihre naturgemäße Stellung gewinnen und den überwiegenden Einfluß, der der Würde und Wichtigkeit ihres Berufs gebührt, auf das lebende Geschlecht der Menschen ausüben."

Er schließt seinen Vortrag mit folgender Mahnung an seine ärztlichen Kollegen:

„Mit Ausstellung an äußern Formen werden wir sicherlich nichts Gutes bewirken, im Gegentheil, wenn wir die Gefäße, in welchen die Wahrheit für die große Mehrzahl der Zeitgenossen enthalten ist, nicht achten und ehren, verrathen wir unsre Mißachtung der Wahrheit selbst und unsre Unfähigkeit und Unberufenheit, nun an dieser hochwichtigen Angelegenheit uns zu betheiligen, wenn wir den großen Tempel der Kirche, in deren Räumen die Menschen der verschiedensten Zeiten, Bildungsstufen, Gefühls- und Denkweisen für ihre religiösen Bedürfnisse Befriedigung gefunden haben und noch auf lange Zeiten hinaus vielleicht allein finden können, nicht heilig halten, trotz einiger architektonischer Mängel, einiger abgeblichener Verzierungen und Bildwerke, so zeigen wir nur, daß der Geist, der diesen Tempel geschaffen und der in ihm waltet, von uns nicht erkannt wird, und wir selbst hinter der Kirche zurückgeblieben sind, daß wir gerade ihrer Belehrung bedürfen, nicht sie der unsrigen. Es bietet uns unser Beruf jede Gelegenheit dar, religiöse Gesinnung und Kraft in Werken der Liebe wirksamst zu bethätigen und den vielleicht im

Großen noch kaum vorhandenen Beweis zu leisten, daß auch die Unterlage unserer dogmatischen Auffassung, von der wir annehmen müssen, sie habe die Zukunft für sich, ein wahres, ächtes, tiefinnerliches Christenthum zu tragen geeignet sei."

Im Jahr 1848 behandelte Fueter in seinem Präsidialvortrag vor derselben Gesellschaft „die sozialen Fragen" auf eine Weise, daß, was er damals sagte, noch heute von Bedeutung ist, nachdem doch dieselben seither so manche Wandlungen durchgemacht. Als einzig mögliche Lösung dieser Fragen gilt ihm die volle Bethätigung der christlichen Liebe von Seiten der im Leben besser Gestellten. Wir müssen es uns aber versagen, aus dieser Rede mehr als die Schlußworte anzuführen.

„An uns Aerzten aber ist es voraus," sagt Fueter, „die Einheit und Liebe, die wir im großen Werk der Natur überall erkennen, auch als Heilmittel anzupreisen für die Gebrechen unserer gesellschaftlichen Zustände. Wer kennt besser als wir die unnatürliche Lage der Einen und das mit so viel Schein und Täuschung versetzte Glück der Andern und besonders derjenigen, deren Besitz die Grenzen der Wohlhabenheit überstiegen hat? Wer darf eindringlicher als wir den Vermöglichen und vorab den Reichen zu Gemüthe führen, daß sie den Besitzlosen beistehen, und rathen, wie sie es thun sollen? An uns Dienern der Natur ist es vielleicht vor allen Andern, den engsten Zusammenhang aller Elemente der Schöpfung und Alles Einzelnen mit dem Ganzen nachzuweisen und zu zeigen, daß die körperlichen, die sittlichen und sozialen Lebensgesetze, als im Keime und in der Wurzel mit einander unmittelbar verwachsen, auch gemeinsame Früchte tragen. Wir Naturforscher und Aerzte werden daher immer daran

erinnern, daß Liebe und Aufopferung für Andere und Alle zugleich größte Klugheit und Eigennutz sind, daß Kräftigung und Entwicklung unseres sittlichen und religiösen Wesens die Förderung des irdischen Wohlergehens des Einzelnen, wie des Ganzen, bedingt, oder daß die Gebote der Kirche und Religion mit den Gesetzen vollkommen übereinstimmen, die in der Staats- und Volkswirthschaft oder in der menschlichen Gesellschaft im Großen und Ganzen gelten und wirken."

Fueter hat sich außer dem, was er selbst geschrieben, noch um ein anderes schriftstellerisches Werk verdient gemacht, dessen intellektueller Urheber er genannt werden darf, ohne es selbst geschaffen zu haben. Als nämlich der Pfarrer von Lützelflüh, Fueter's Freund Alb. Bitzius, unter dem Schriftstellernamen Jeremias Gotthelf seine Aufsehen machenden Schriften herauszugeben begonnen hatte, beschloß auf Fueter's Antrieb das bernische Sanitätskollegium, ihn zu veranlassen, ein Buch gegen die Kurpfuscherei zu verfassen. Bitzius trat auf den Vorschlag ein und schrieb sein Buch: „Wie Anne Bäbi Jowäger haushaltet und wie es ihm mit dem Dokteren geht," mit seinen prächtigen Scenen, seinen Charakterzeichnungen voll sinniger Tiefe und wiederum drastischer Originalität, ein Buch, dem man es trotz seiner Vorzüge, die es zum Range von Gotthelf's besten Schriften erheben, dennoch anmerkt, besonders im zweiten Theil, dem planmäßige und konsequente Abrundung abgeht, daß der Verfasser sich gehemmt fühlte durch Gedanken und Anregungen, welche nicht seinem eigenen Geist allein entstammten. Gewiß wird aber deßhalb Jedermann, statt zu rechten mit demjenigen, der Jeremias Gotthelf veranlaßte einmal nicht bloß seine eigenen Pfade zu wandeln, vielmehr es ihm

Dank wissen, daß er den verdienten Schriftsteller diese Pfade geleitet und Miturheber dieses köstlichen Produktes seiner Muse geworden ist. Fueter's Briefe an Bitzius sind zwar leider nicht mehr vorhanden, wohl aber diejenigen, welche Fueter von seinem Freunde aus Lützelflüh erhalten hat, und die über Fueter's Einfluß bei Abfassung dieses Buches deutlichen Nachweis leisten.

Fueter als wissenschaftlicher Mediziner *).

Von Dr. E. Bourgeois in Bern.

Die Thätigkeit Fueter's als wissenschaftlicher Mediziner theilt sich in seine Wirksamkeit als Schriftsteller und in diejenige als Lehrer an der Akademie und Hochschule.

Was zunächst die erstere belangt, so hat zwar Fueter keine größeren litterarischen Arbeiten hinterlassen, keine umfangreichen Bände, und dennoch war er ein sehr eifriger Schriftsteller. Wir besitzen von ihm eine ganze Reihe kürzerer Abhandlungen, welche theils rein medizinischen Inhalts sind oder die Verhältnisse des ärztlichen Standes betreffen, theils die Sanitätspolizei, namentlich die Wohnungsverhältnisse besprechen, mit besonderer Rücksicht auf die Armen, theils im Allgemeinen sich auf das Armenwesen beziehen, dem er je und je seine volle Aufmerksamkeit geschenkt hat. Einige wenige erheben sich zu Betrachtungen

*) Mit verdankenswerther Zuvorkommenheit hat sich Herr Dr. Bourgeois bereit finden lassen, die medizinische Seite von Fueters Thätigkeit zu bearbeiten, wozu durchaus eine fachmännische Hand erforderlich war. Die treffliche Arbeit von Herrn Dr. Bourgeois scheint sich uns hier am besten einzufügen.